

Zur Dynamik von Raum und (Gegen-)Macht im Kontext sozialer Gegensätze

Ueli Mäder (Ergänzende Notizen zum Vortrag vom 2. Juni 2018 an der Tagung „Transformationen - Beispiele des Wandels“ des Deutschen Werkbundes im Unternehmen Mitte in Basel.)

Ich verstehe Macht als Möglichkeit, eigene Interessen zu verwirklichen, knüpfe dabei an das Verständnis von Max Weber an und nehme wichtige Hinweise von Pierre Bourdieu auf. Denn die Fähigkeit, sich durchzusetzen, hängt wesentlich von der Ausstattung mit Ressourcen ab. Dazu zählen das wirtschaftliche Kapital (Geld), das kulturelle Kapital (Ausbildung/Wissen), das soziale Kapital (Beziehungen) und das symbolische Kapital (Titel, Prestige). Das Zusammenspiel komplexer Macht gestaltet sich allerdings weder dualistisch noch mechanisch, sondern dynamisch. Es kommt dabei nicht bloß auf die Menge an Ressourcen an, über die Individuen oder soziale Gruppen verfügen. Kapitalien sind auch strukturell geprägte soziale Beziehungen. Sie lassen sich als gesellschaftliche Verhältnisse betrachten, die – je nachdem – den Radius von Handlungen erweitern oder beschränken. Macht wohnt der Wirklichkeit und den Menschen inne. Sie äußert sich in sozialen Verhältnissen und Beziehungen.

Was den Raum betrifft, dominierten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Behälter-Konzepte. Sie betrachteten den Raum mechanisch als ein Territorium, das unabhängig von der Gesellschaft besteht. Spätere Ansätze definierten Räume mehr nach ihren Funktionen, so zum Beispiel nach ihrer Bedeutung als ökologisches Umfeld einer Region. Heute konzentrieren sich Debatten auf Transformationen. Zudem auf die dialektische Dynamik zwischen Raum und Gesellschaft. Dabei fragt sich: Was machen Menschen aus dem, was die Räume mit ihnen machen?

Wie räumliche Konfigurationen das menschliche Gefüge mitgestalten, thematisierte Soziologe Georg Simmel schon vor über hundert Jahren in seiner Schrift „Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft“ (1908). Mit der stets abstrakteren Vergesellschaftung und der zunehmenden Bedeutung von Geld und Recht schien der Raum an ordnender Funktion zu verlieren. Der spanische Soziologe Manuel Castells, der sich Anfang der 60er-Jahre gegen die Franco-Diktatur engagierte und dann nach Paris fliehen musste, unterschied in seinem dreibändigen Werk über „Das Informationszeitalter“ (2001) zwischen privilegierten, peripheren und flüchtigen Orten, die zu Oberflächlichkeit verleiten. Sie gewinnen im Kontext der Globalisierung an Bedeutung und prägen das Verhalten in der „Erlebnisgesellschaft“. Der flexible Mensch muss mobil sein und Kontinuität verabschieden. Die fragmentierte Lebenswelt strapaziert die Dehnfestigkeit von Individuen und Familien. Das propagierte marktgerechte Menschenbild strebt eine Konsumkultur an, die Menschen vornehmlich nach der Kaufkraft beurteilt. Gegenentwürfe plädieren dafür, Räume partizipativ zu gestalten. Sie orientieren sich an einer Planung von unten, bei der demokratische Prozesse im Zentrum stehen.

Ein zentraler Grund für das soziologische Interesse am Raum sind regionale und soziale Ungleichheiten. Sie stören und destabilisieren gängige Ordnungen. Vernachlässigte Quartiere und benachteiligte Gruppen kontrastieren glanzvoll aufpolierte Orte. Sie dokumentieren desintegrative Prozesse und zeigen, wie Menschen soziale Räume okkupieren und eigene Ordnungen schaffen. Soziale Räume sind auch Räume der Beziehungen. Sie lokalisieren sich an Orten, die sich wie Räume betrachten lassen. Räume bringen Orte hervor. Und umgekehrt. Orte haben Namen und – dank Wahrnehmung und Erinnerung – zeitliche Dimensionen. Sie sind mehr oder weniger ordentlich gestaltet.

Beliebt sind belebte Orte. In ihnen ist das Eigene erwünscht und aufgehoben. Beliebte Orte strukturieren das gesellschaftliche Leben. Sie repräsentieren soziale Werte und dokumentieren ein geschichtliches und kulturelles Gedächtnis. Sie führen Menschen zusammen und laden dazu ein, zu sinnieren. Beliebte Orte prägen soziale Ordnungen, die soziales Verhalten ermöglichen. Wir eignen uns Orte an und konstruieren sie mit. Was einen Ort ausmacht, hat viel mit uns und unserem Befinden zu tun. Erhebliche Unterschiede hängen allerdings von der sozialen Herkunft und von unseren Ressourcen ab. Diese entscheiden mit, welche Position wir im sozialen Raum einnehmen.

Finanzielle, soziale und kulturelle Ausstattungen tragen wesentlich dazu bei, wie wir Orte erleben und beleben.

Gustave-Nicolas Fischer beschrieb in „La Psychosociologie de l'espace“ (1981), was beliebte und unbeliebte Orte unterscheidet. Unbeliebte Orte sind abgelehnte Orte ohne Erneuerung. Beliebte Orte sind akzeptierte Orte, die sich mit Symbolen des Wohlbefindens identifizieren lassen. Sie ermöglichen es uns, Autonomie zu erleben und aus alltäglichen Zwängen auszubrechen. Dabei besteht die Gefahr, bloß den Schein der Freiheit zu wahren und gewohnte Ordnungen zu reproduzieren statt zu transformieren. So können wir beispielsweise unsere Freizeit normieren, indem wir sie an typischen Mechanismen der Arbeitswelt orientieren. Jugendliche eignen sich hingegen Räume neu an, indem sie auf Straßen tanzen, ausrangierte Bahnareale beleben und Graffiti kreieren. So etwa „Thu matsch“. Oder: „Wir scheitern nicht an Niederlagen, sondern an Auseinandersetzungen, die wir nicht wagen.“ Jugendliche teilen uns so in wenigen Worten viel über sich mit. Sie spiegeln unsere gesellschaftliche Ordnung. Und das nervt manchmal. Herausfordernd ist die Frage, ob das Leben vor allem dazu da sei, alles schneller drehen zu lassen und die Effizienz zu steigern. Sie führt zu dem, was wichtig. Jugendliche können aber auch sehr pragmatisch sein. Studierende fragen zum Beispiel, wie viele Kreditpunkte sie erhalten, wenn sie ein zusätzliches Buch lesen. Sie dokumentieren so eine gängige Logik, die sich vornehmlich an dem orientiert, was unmittelbar nützlich ist.

Wer sich durchsetzt, gilt als Winner. Das Prinzip erleben wir von Kindesalter an. Wir profitieren in der Schule und am Arbeitsplatz von vermeintlichen Schwächen derer, die weniger geschickt sind. Die drohende Erwerbslosigkeit forciert die Konkurrenz. Sie unterminiert die Kollegialität und schwächt solidarische Bande. Dagegen halten Jugendliche, die den öffentlichen Raum beleben und fragen: Was verliere ich, wenn ich nicht gewinne? Sie wollen weder vereinnahmt werden noch für jeden Event ein Formular ausfüllen. Diese Widerborstigkeit symbolisiert sich auch, wenn Jugendliche in Städten raumgreifend kleine Feuer entfachen. Und dabei gilt es, die Jugend als Spiegel der Gesellschaft zu betrachten und Störungen als Herausforderung anzunehmen, statt einfach polizeilich anzugehen. Identität und Authentizität kommen zum Tragen, wenn Widersprüche zugelassen sind. Durch Reibung entsteht Wärme. In der Auseinandersetzung um soziale Gerechtigkeit.

Autor: Ueli Mäder ist emeritierter Professor für Soziologie an der Universität Basel und der Hochschule für Soziale Arbeit. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die soziale Ungleichheit und die Konfliktforschung. Von ihm stammen die Bücher: 68 – was bleibt? (Rotpunktverlag, Zürich 2018); Dem Alltag auf der Spur (Edition 8, Zürich 2017); Geld und Macht in der Schweiz (rpv, Zürich 2015); Raum und Macht (rpv, Zürich 2014).